Der kleine Lumpensammler

Margarete Lenk

November 2014

# Der kleine Lumpensammler

„Erzählen, erzählen! Bitte erzählen!“ Leuchtende Augen sind auf mich gerichtet, und helle Kinderstimmen rufen es mir zu. — „Was soll ich denn erzählen?“ — „Aus deinem Leben,“ ertönt die Antwort, „etwas, das du selbst gesehen und gehört hast, etwas, das ganz wahr ist.“

Es war einmal ein kleiner Knabe, der hieß Willi. Er wohnte in der großen Stadt New York, wo es so viele prachtvolle Häuser, reiche Kaufläden und herrliche Lustgärten gibt. Willi hatte aber von dem allen noch nichts gesehen, denn er wohnte in einem alten häßlichen Haus, das in einer engen Gasse stand. Ganz unten im Keller war eine große, große Stube mit schwarzen zerkratzten Wänden und schmutzigem Flur. Möbel waren fast gar nicht darin, nur ein wackliger Tisch und ein paar Bänke, und rings an den Wänden eine Menge ärmliche Strohlager und Matratzen mit zerrissenen Decken darüber. Da wohnten viele arme Leute zusammen; sie gingen frühzeitig fort, um irgendwo ihr Brot zu verdienen, und kamen abends zurück, um sich todmüde zur Ruhe zu legen.

Eins der Strohlager gehörte Willis Tante, daneben stand eine alte Kiste mit einigen Kleidern darin; dieser Winkel war seine Heimat. Vater und Mutter hatte er nie gekannt, er war immer bei der Tante gewesen. Früh am Morgen gab sie ihm ein Stück Brot und hing ihm einen Sack über die Schulter, dann ging sie fort, er wußte nicht wohin. Er aber lief den ganzen Tag durch die Straßen und las alles auf, was er fand: Lumpen, Papierschnitzel, Holzstückchen, Knochen und Kohlen, auch Abfälle von Gemüse und Obst. Das steckte er alles in seinen Sack, und abends schüttete es die Tante aus und sortierte es. Wenn er viel gefunden hatte, gab sie ihm wieder zu essen; war es aber zu wenig, so mußte er hungrig, oft unter Scheltworten und Schlägen, in sein Strohlager kriechen. Hungerte ihn des Tages, so bettelte er manchmal in einem Bäckerladen oder in einer Marktbude; aber er tat es nicht gern, denn er war scheu und furchtsam. Nur im kältesten Winter durfte er manchmal zu Hause bleiben; dann ward ihm aber die Zeit sehr lang, denn er hatte noch nie ein Spielzeug oder ein Buch gehabt. Das letztere hätte ihm freilich auch nichts genützt, denn obgleich er schon acht Jahre alt war, kannte er noch keinen Buchstaben; niemand hatte ihn jemals das Geringste gelehrt. Er war sehr klein und schwächlich, hatte aber große, klare, blaue Augen und ein hübsches Gesichtchen; — nur war es fast mit Schmutz überzogen, und die schönen blonden Haare hingen wirr und ungekämmt über seine Stirn. Solange er sehr klein war, freute er sich, wenn sein Sack bis abends voll wurde, und die Tante ihm ein recht großes Stück Brot gab, manchmal sogar Sirup darauf und einen Trunk Bier dazu. Dann legte er sich zum Schlafen und dachte an weiter nichts. Seit einiger Zeit aber war es anders geworden. Er sah auf seinen Wanderungen so vieles, was er nicht verstand; das weckte allerlei Gedanken in seinem armen kleinen Kopf. Er sah sauber gekleidete Kinder an der Hand der Eltern einhergehen, und wunderte sich, daß er immer so allein sein mußte, immer zerlumpt und schmutzig. Er sah die Schrift auf den Türschildern, er sammelte viele, viele bedruckte Papiere und hätte so gerne gewußt, was die kleinen seltsamen Zeichen darauf zu bedeuten hatten. Oft, wenn er ermüdet im Schatten eines Torwegs oder unter einem Baum an der Straße ausruhte, sah er zum Himmel empor. Wie hell schien die Sonne, wie heiß brannte sie! Wer mochte dies große Licht nur so hoch oben angezündet haben? Und der Mond und die Sterne, wo kamen die wohl her? Er liebte sie so sehr, denn wenn sie kamen, war ja der mühevolle Tag vorbei und er durfte bald schlafen gehen. Dann kam immer wieder ein Tag, den sie Sonntag nannten, und doch sah er da die Sonne am wenigsten, denn er durfte nicht mit seinem Sack auf die Straße. Es war sein schlimmster Tag, denn die Tante ließ ihn dann oft ganz allein und vergaß sogar manchmal, ihm Brot dazulassen. Dann lag er den ganzen Tag auf seinem elenden Bett und schlief, soviel er konnte. Manchmal stand das Fenster der Kellerstube offen, dann hörte er von ferne die Glocken läuten, und hätte gar so gerne gewußt, was das bedeuten solle. Einmal hatte er die Tante gefragt, was doch der Sonntag sei, sie hatte ihm aber geantwortet, das gehe ihn nichts an; er solle nur seinen Sack vollsammeln und sich sonst um nichts kümmern. Auch die rohen Männer und Frauen, die mit in der Stube wohnten, konnte er nicht fragen; sie lachten ihn ja nur aus und stießen ihn herum, denn er war überall im Wege.

An einem schönen Sommermorgen lenkte Willi seine Schritte einem großen Markte zu, wo er immer am meisten fand, was in seinen Sack paßte. Es war nicht ein Marktplatz wie bei uns, sondern eine weite Halle, worin die Fleischer und Fischhändler ihre Waren aufboten. Ringsherum waren die offenen Verkaufsstände der Obst- und Gemüsehändler. Da fiel für Willis hungrigen Magen oft etwas ab, denn manche Birne, manche Rübe oder Gurke wurde weggeworfen, die er noch mit Begierde verzehrte. Einmal hatte ihm sogar ein Fleischer ein warmes Würstchen geschenkt; das war das Beste, was er jemals gegessen hatte. Heute ging es besonders lebhaft zu, denn es war die Zeit der Pfirsichernte, und viele hundert Körbe voll der köstlichen Früchte wurden abgeladen und zum Verkauf geordnet. Ein ärmlich, aber sauber gekleidetes Mädchen von etwa zwölf Jahren bahnte sich den Weg durch das Gedränge. Sie trug vor sich einen flachen Korb, der an einem Bande um ihren Hals hing. Darin waren allerlei Sachen, die sie auf den Straßen zum Verkauf aufbot: Stecknadeln, Zwirn und Band, kleine Kämme, bunte Seife und viele kleine Schachteln mit Pomade und Stiefelwichse. Da kam ein Mann über den Weg, schwer beladen mit Pfirsichkörben; er stieß so heftig gegen die Kleine, daß sie samt ihrem Korbe zu Boden stürzte. Schnell raffte sie sich wieder auf, ohne eine große Beule an der Stirn zu beachten, und bemühte sich, ihre Schätze eilig wieder einzusammeln, ehe sie unter den Füßen der Vorübergehenden zertreten wurden. Da kam eben Willi mit seinem Säckchen vorbei. Er sah des Mädchens Not, und weil er selbst oft weinen mußte, hatte er Mitleid mit den Tränen, die über ihre Wangen flossen. Ohne ein Wort zu sagen, bückte er sich hierhin und dorthin, kroch unter einen Wagen, um die Schachteln aufzusuchen, die dorthin gerollt waren, und ruhte nicht, bis das letzte Stück wieder im Korbe geborgen war.

„O du guter Junge“, rief die Kleine erfreut, „wie schön hast du mir geholfen! Komm nur aus dem Gedränge, vielleicht hab’ ich was für dich.“ Damit zog sie Willi über die Straße, setzte sich erschöpft auf die Stufen vor einer Haustür und ordnete ihr kleines Warenlager. „Sieh“, sagte sie, „nun ist alles wieder gut, nur zwei Kämme sind zertreten. Nun will ich auch mein Frühstück mit dir teilen.“ Sie zog ein Weißbrötchen aus der Tasche, brach es mitten durch und reichte Willi die Hälfte. Er sah sie verwundert an und verzehrte schweigend seinen Anteil. „Wie heißt du?“ fragte das Mädchen. „Willi.“ „Hast du nicht noch einen Namen?“ „Nein.“ „Was hast du da in deinem Säckchen?“ Er öffnete es und zeigte den wenig appetitlichen Inhalt. „Ich habe dich schon manchmal laufen sehen“, fuhr die Kleine fort, „und du dauerst mich so, du siehst so blaß und hungrig aus. Willst du nicht ein bißchen mit mir gehen? Dann sind wir beide nicht so allein!“ Willi nickte, hob sein Säckchen auf und trabte neben seiner neuen Freundin her.

Emma, so hieß die Kleine, war ein munteres Mädchen und hatte scharfe Augen, sah daher auch manches am Wege liegen, was dem kleinen Träumer entging. Schneller als sonst füllte sich das Säckchen, und der Knabe wurde allmählich etwas zutraulicher. Doch war er nicht gewöhnt, viel zu sprechen, und antwortete immer nur kurz auf Emmas neugierige Fragen. Diese dagegen war froh, einen Begleiter zu haben. Sie erzählte, daß sie auch keine Eltern mehr habe; sie wohne bei der Großmutter, die fast ganz blind sei, aber gar gut und freundlich. „Wir wohnen aber nicht mit so vielen Leuten zusammen wie du“, sagte sie. „Wir haben eine hübsche Stube für uns; es steht ein Bett darin, ein Tisch mit einer roten Decke, drei ganze Stühle und ein zerbrochener, und eine schöne Kleiderkiste mit gelben Blumen bemalt, die hat Großmutter noch aus Deutschland mitgebracht. Großmutter strickt immer bunte Kinderstrümpfchen; wenn sie sechs Paar fertig hat, trag ich sie in den Laden an der Ecke und bekomme Geld dafür. Dann essen wir allemal eine Bratwurst zu Abend, und mein Brot wird am andern Morgen mit dem Fett gestrichen. Das nächste Mal bring ich dir ein Stück davon mit. Halt, dort geht eine freundliche Frau, die kauft mir gewiß etwas ab!“

So verging der Vormittag unter Plaudern, Lumpensammeln und Warenanbieten, und als die Uhr an der Markthalle 12 schlug, klimperte Emma vergnügt mit einer Anzahl kleiner Münzen in ihrer Tasche. „Ich habe gut verkauft“, sagte sie, „da darf ich auch Kaffee trinken. Wohin gehst du zum Mittagessen?“ Willi sah sie verwundert an, griff in sein Säckchen und zog zwei Rüben heraus, die er eben gefunden hatte. „Die kann ich essen!“ sagte er kurz. „Armer Junge, sie sind ja halb verfault! Komm nur mit, du sollst heute bei mir zu Gaste sein.“

Sie zog ihn eilig mit sich fort in eine enge Nebengasse und trat in einen kleinen düstern Laden, der die Aufschrift trug: „Heißer Kaffee und Brot für 5 Cents.“ Auf den Bänken längs der Wände saß schon eine Anzahl Kinder und Frauen, die ähnlichen Geschäften nachgingen als Willi und Emma. Sie hatten alle die hungrigen Augen auf die Hintertür gerichtet. Diese öffnete sich, und eine dicke, nicht allzu saubere Negerfrau trat herein, eine ungeheure blecherne Kaffeekanne tragend, aus der eine hohe Dampfwolke emporstieg; ihr folgte ein schwarzer Knabe mit einem Turm von großen Brotschnitten. Auf dem Ladentisch stand eine lange Reihe blecherner Henkeltöpfchen, die aus der Kanne gefüllt wurden. Der Knabe legte auf jedes derselben eine Brotschnitte, und das Mittagessen war angerichtet; doch durfte niemand zugreifen, der nicht vorher sein Fünfcentstück in ein bereitstehendes Becken geworfen hatte. Emma wartete bis zuletzt, dann zupfte sie zutraulich die Negerin am Ärmel: „Tante Dina, hast du nicht noch ein Töpfchen übrig? Ich habe heute einen Gast mitgebracht; sieh nur, den armen blassen Jungen! Du kannst Wasser an meinen Kaffee gießen, daß es mehr wird.“ Prüfend schaute die Negerin auf den kleinen Eindringling, füllte dann noch ein leeres Töpfchen, und reichte es ihm mit dem größten der übrigen Brotstücken hin. „Gott soll mich bewahren“, sagte sie, die Hände emporhebend, „daß ich dies Sein armes Kind15 lein von meiner Schwelle jage! Ich könnte nie mehr ein fröhliches Hosianna singen, wenn ich es täte.“

Bald war die Mahlzeit beendet, und die Gäste verließen den Laden. „Sage danke zu der Frau!“ flüsterte Emma in Willis Ohr. Er zögerte einen Augenblick, dann faßte er Mut, legte sein schmutziges Händchen in die große schwarze Hand und sprach vielleicht zum erstenmal in seinem Leben das Wort aus, das andern Kindern so geläufig ist.

„Nun kann ich nicht mehr bei dir bleiben“, sagte Emma, „ich muß nun in die Häuser gehen, jeden Tag in eine andere Straße. Freitag früh bin ich wieder auf dem Markt.“ „Wann ist Freitag?“ fragte Willi. „Weißt du das nicht? Du mußt dreimal schlafen, dann ist Freitag. Dann wollen wir uns hier an dieser Ecke treffen.“

Von diesem Tage an war Willis Leben nicht mehr so ganz öde und freudlos. Er freute sich von einem Dienstag und Freitag zum andern, wo er den Vormittag mit seiner kleinen Beschützerin verbringen konnte. Bald verband eine innige Liebe die beiden Kinder, und Emmas freundliches Wesen öffnete mehr und mehr das Herz des kleinen verlassenen Knaben. Auch der warme Kaffee, den er jedesmal bei Tante Dina bekam, trug das Seine dazu bei. Auf Emmas Rat wusch er sich jeden Morgen Gesicht und Hände an einem Brunnen; sie schenkte ihm einen der zertretenen Kämme, schnitt ihm selbst die überflüssige Menge blonder Locken ab und lehrte ihn das übrige anständig ordnen. Besser kleiden konnte sie ihn freilich nicht, aber sie zog die größten Löcher an seinem Jäckchen zu und schnitt die Höschen ab, die ihm viel zu lang waren und in Lumpen um die nackten Füße hingen.

Gern hätte er sie auch zur Vertrauten der vielen Fragen gemacht, die in seinem Kopfe auftauchten, aber er konnte nicht recht dazu kommen. Em17 ma war immer so lustig und wußte viel zu erzählen, blieb auch gern an den Ladenfenstern stehen, um die hübschen Sachen zu betrachten. Dazu war immer ein so arger Lärm auf den Straßen, daß man ganz laut sprechen mußte, um einander zu verstehen, und er konnte doch seine innersten Gedanken nicht herausschreien. Aber eins tat Emma: sie lehrte ihn die seltsamen Zeichen kennen, die überall zu sehen waren, denn sie war wunderbar gescheit, sie konnte lesen! In kurzer Zeit kannte er alle Buchstaben an den Ladenschildern, ja, er brachte es sogar so weit, daß er die Worte „Kaffee und Brot“ an Dinas Laden zusammensetzen konnte. Eines Tages ruhten die Kinder ein wenig auf dem Eckstein einer breiten Straße. Ein Straßenbahnwagen hielt eben dort, und zierlich gekleidete Kinder stiegen mit ihren Eltern hinein. „Wo fahren sie hin?“ fragte Willi. „Sie werden wohl in einen Park fahren.“ „Was ist das, ein Park?“ „Das ist ein schöner großer Gar18 ten mit Bäumen, Gras und Blumen. Ein Springbrunnen ist auch dort und ein großer Teich mit Schwänen.

Es gibt viele Parks in der Stadt. Vor ein paar Jahren, als die Großmutter noch sehen konnte, bin ich auch einmal in einem gewesen, der nicht so sehr weit von hier ist. O, es ist herrlich dort!“ „Können wir nicht hingehen?“. „Nein, zum Gehen ist’s zu weit; man muß fahren, und das kostet Geld. Wir haben ja auch keine Zeit.“

Aber Willi hätte gar so gern den Park gesehen und fing immer wieder an, davon zu reden. Er hatte noch nie andere Bäume gesehen als die wenigen, die an der Straße standen und meist dick mit Staub bedeckt waren. Und wie gern hätte er gesehen, wo die Blumen wachsen! Er kannte sie nur in den kleinen Töpfchen, die auf dem Markt verkauft wurden, und er liebte sie so! Einmal hatte ihm die Blumenfrau eine halbverwelkte Rose geschenkt, weil er so sehnsüchtig danach schaute. Die hatte er den ganzen Tag vorn im Knopfloch seines Jäckchens getragen, und als sie abends alle Blätter verlor, hatte er geweint, ohne recht zu wissen, warum.

Da widerfuhr den Kindern an einem schönen Herbsttage ein unerwartetes Glück. Sie kamen eben aus Tante Dinas Laden, als eine Schar geputzter junger Mädchen vorüberging, die wohl eine Spazierfahrt unternehmen wollten. Eins von ihnen ließ unbemerkt ein Geldtäschchen fallen. Emma hob es auf, lief ihnen nach und gab es zurück. Die Mädchen sammelten sich um die kleine Verkäuferin, lobten ihre Ehrlichkeit und beschlossen, ihr so viel wie möglich von ihrem Kram abzukaufen. Unter Lachen und Scherzen ward der Korb so ziemlich geleert; Emmas Täschchen aber füllte sich rasch mit kleiner Münze. Jubelnd kehrte sie zu Willi zurück: „Sieh nur, sieh, das viele Geld! Und der Korb ist fast leer; nur die Stiefelwichse ist übrig geblieben! Nun brauch ich heute nicht in die Häuser zu gehen, da wollen wir in den Park fahren. Die Mädchen haben mir zehn Cents mehr gegeben, als die Sachen kosten, das langt für uns beide. Laß uns schnell deinen Sack vollsuchen, den stellen wir dann mit meinem Korb zu Tante Dina und holen ihn abends wieder ab.“

Ganz aufgeregt durch ihr großes Unternehmen liefen die Kinder fort, und stiegen nach einer Stunde glückselig in den Straßenbahnwagen, versehen mit zwei Stücken Brot, dem Geschenk der Negerin. Sie mußten draußen auf der Plattform stehen bleiben, denn der Führer wies Willi, als er in den Wagen treten wollte, mit den Worten zurück: „Hinaus mit dir, du kleines Lumpenbündel!“ Doch konnten sie sich da draußen desto besser umsehen. Der Knabe war noch nie aus dem unruhigen, übervölkerten Stadtteil herausgekommen, und die breiten Straßen mit den schönen Häusern, die Gärten mit den glänzenden Herbstblumen, die freien Plätze, wo fröhliche Kinder spielten, waren ihm eine neue Welt. Er fragte so viel, daß Emma kaum genug antworten konnte. „Hier ist’s viel schöner, als an unserem Markt“, sagte er; „warum wohnen wir nicht hier?“ „Das ginge ja gar nicht“, belehrte Emma; „du würdest hier gar keine Lumpen finden, sieh nur, wie rein die Straßen sind! Und meine Sachen würde hier auch niemand kaufen, die reichen Leute gehen lieber in die schönen Läden.“ „Ja, warum muß ich immer Lumpen suchen, und du Stecknadeln verkaufen? Hier laufen so viele Kinder herum, die das nie tun.“ „Das kann ich dir nicht so schnell sagen; ich will die Großmutter fragen, die weiß alles. Sieh, hier sind wir am Park!“ Zaghaft traten die Kinder in den schönen öffentlichen Garten, wo auch der Ärmste freien Zutritt hatte. Hand in Hand gingen sie schweigend durch die schattigen Gänge, bis sie plötzlich, aus dichtem Gebüsch tretend, vor der klaren, sonnenbeglänzten Wasserfläche des Teiches standen, auf der schneeweiße Schwäne ruhig einherschwammen. Willi stieß einen Ausruf des Entzückens aus, er sprang in die Höhe und klatschte vor Freuden in die Hände, zum erstenmal in seinem armen Leben. Zum Glück waren nicht zu viel Leute im Park, so daß die Kinder ihre Freude ungestört genießen konnten. Sie ruhten auf den bequemen Bänken, lockten die Schwäne mit Bröckchen ihres Brotes, pflückten Gänseblümchen am Rand der Rasenplätze, und löschten ihren Durst an den kleinen plätschernden Wasserfällen, die über künstlich gebaute Felsen sprangen.

Schon mehrmals hatte Emma zur Heimkehr gemahnt, denn die Sonne neigte sich zum Untergang, aber Willi bat immer wieder: „O, noch einmal zu den Schwänen, noch einmal zum Wasserfall und zu den feuerroten Blumen Endlich betraten die Kinder die Plattform eines Wagens, der, wie gewöhnlich um diese Zeit, gedrängt voll war und sich mehr und mehr füllte, so daß sie, zwischen Männern stehend, nicht mehr auf die Straße sehen konnten. Nach und nach lichtete sich das Gedränge, und zuletzt standen sie wieder ganz allein. Es war schon beinahe ganz finster, als Emma, die ängstlich um sich schaute, zu Willi sagte: „Wir müssen nun bald da sein, wir fahren schon so lange. Es kommt mir alles so fremd vor! Aber sieh, da ist der Markt, dort in dem Gäßchen ist Tante Dinas Laden; wir kommen gerade noch zurecht, ehe sie ihn schließt.“

Sie sprangen herunter und liefen eilig ihrem Ziele zu. Aber O weh! Es war wohl ein kleiner Laden, dem der Negerin ähnlich, aber betrunkene Männer lärmten darin, und einer von ihnen stieß die Kinder unsanft zurück, als sie eintreten wollten. Emma spähte mit ihren scharfen Augen umher. Ach, es war kein Zweifel, es war nicht der rechte Markt! Sie hatten sich verirrt in der großen Stadt, wo sie nur wenig Bescheid wußten. „Ich weiß, wie es gekommen ist“, ’sagte Emma; „wir sind in einen falschen Wagen gestiegen und nach einer andern Richtung gefahren. Wir wollen die Leute um den Weg fragen und recht laufen; vielleicht finden wir uns noch heim, eh’ alle Häuser zugeschlossen werden. Es kann nicht so sehr weit sein!“ Und sie fragten und liefen, und fragten wieder, bis sie endlich, als die Straßen schon ganz still wurden, an ihrer bekannten Marktecke ankamen. Müde und erschöpft klopften sie an Dinas Ladentür. Alles war still und finster. „Es hilft nichts“, sagte Emma leise, „wir kommen nicht mehr herein. Unser Haus wird gewiß zu sein, und deins wohl auch?“ „Schon lange!“ stimmte Willi bei. „Die Tante hat schon oft draußen bleiben müssen, wenn sie spät kam. Der Wirt macht nicht mehr auf, wenn er zu Bett ist, man mag klopfen, soviel man will.“ „So müssen wir die Nacht draußen bleiben“, entschied Emma; „es ist nicht so schlimm, es ist ja nicht kalt. Nur tut es mir leid, daß Großmutter sich um mich sorgen wird.“ Um Willi sorgte sich niemand, so freute er sich fast, auch einmal über Nacht bei Emma zu bleiben.

„Komm“, sagte diese, „laß uns zwischen den Gemüsebuden suchen. Vielleicht finden wir einen leeren Korb oder einen Wagen, worin wir schlafen können. Nur schnell, eh’ uns ein Polizeimann sieht! Der denkt sonst, wir sind Diebe, und bringt uns in das Stationshaus.“

Der Gedanke, von einem Polizeimann gefunden zu werden, war für Willi schrecklich, denn die Tante hatte ihn gelehrt, diese Leute als seine ärgsten Feinde anzusehen. Er machte auf seinen Wanderungen weite Umwege und hockte stundenlang in dunklen Winkeln, um ihren Augen zu entgehen. Zum Glück wußten die Kinder Bescheid auf dem Markte, wo sie sich oft umhertrieben. Sie fanden bald eine große leere Kiste, ja, sogar etwas Stroh hineinzulegen, und waren mit dem einfachen Nachtlager ganz zufrieden. Nachdem Emma einige Körbe ringsherum gestellt hatte, um die scharfen Augen des Polizeimannes zu täuschen, kletterten sie in die Behausung und ruhten dicht aneinandergeschmiegt von ihrer großen Ermüdung. Aber schlafen konnten sie nicht so bald, dazu waren sie noch zu aufgeregt. Willi lag ganz still und dachte an die Schwäne, die Blumen und den Wasserfall. Er freute sich, daß es so still und friedlich um ihn her war; denn zu Hause lärmten die Männer oft die halbe Nacht beim Kartenspiel. Da zeigte sich ein heller Schein über den gegenüberliegenden Häusern. Der Mond ging auf und blickte klar und still auf die Kinder nieder.

„Emma“, flüsterte der Knabe, zum Himmel emporzeigend, „wer hat das gemacht?“ „Ach, armer Junge“, erwiderte das Mädchen, „weißt du das nicht einmal? Gott hat es gemacht! Was du nur siehst, den Himmel, die Bäume, die Blumen und die Schwäne, die dir so gefielen: alles hat Gott gemacht!“ „Wer ist denn Gott? Er muß sehr stark sein und sehr klug, daß er so schöne Dinge machen kann.“ „Freilich, er kann alles machen, was er nur will. Er ist unser Vater und wohnt im Himmel.“ „Ist er auch mein Vater? Die Tante sagt doch, ich hätte gar keinen.“ „Deine Tante weiß es wohl selbst nicht! Meine Großmutter weiß alles von Gott, und erzählt mir viel von ihm. Glaub’ es nur, Gott will auch dein Vater sein und hat dich sehr lieb!“ „Dann wollt’ ich, er gäbe mir ein bißchen mehr Brot, daß ich nicht so zu hungern brauche!“ sagte Willi nachdenklich. „Warte nur, wenn du stirbst, nimmt er dich zu sich in den Himmel; da hungerst du nie mehr.“ „Ist’s dort so schön wie im Park?“ „O, noch tausendmal schöner!“ „Ja, dann werd’ ich aber gar nicht hineinpassen; ich bin so zerrissen und schmutzig. Schon im Park schämte ich mich manchmal vor den schönen Kindern.“ „Dann bekommst du ja neue Kleider, ganz weiß und glänzend! Die gibt der Heiland allen, die an ihn glauben. Ach, aber du weißt ja gar nicht, wer das ist! Das ist wirklich recht schlimm; denn das müssen alle Menschen wissen. Siehst du, der liebe Gott hat einen einzigen Sohn, der heißt Jesus. Den hat er einmal auf die Erde geschickt, da ist er ein armes, kleines Kind geworden. Und als er groß war, hat er den Menschen viel, viel Gutes getan und ist zuletzt für sie gestorben. Dann ist er wieder auferstanden und in den Himmel gefahren und hat die Tür weit aufgemacht; da dürfen nun alle hinein, die an ihn glauben. Sonst darf niemand hinein, denn wir passen alle nicht in den Himmel, auch die reichen, schöngeputzten Leute nicht.

Wir sind alle oft bös und unartig, und dort muß alles ganz gut und rein sein. Glaub’ das nur einstweilen, denn es ist ganz gewiß wahr. Ich will dir noch sehr viel davon erzählen, wenn du es gern hörst, aber jetzt müssen wir still sein; ich höre Schritte, das ist der Marktwächter, der die Runde macht. Ich muß auch nun schlafen, denn ich bin sehr müde!“ Damit legte sie ihr Köpfchen nieder und war bald eingeschlummert. Willi aber wachte noch lange und schaute zum Himmel empor. Wie wunderbar war es doch, daß er dort einen Vater hatte! Und wie gut mußte der Jesus sein, der aus dem schönen Himmel herabgekommen war auf die arme, dunkle Erde, wo man so oft hungerte und fror! Er liebte ihn jetzt schon und freute sich so sehr, mehr von ihm zu hören.

Endlich schlief er ein und träumte, er säße auf dem Rücken eines Schwanes, und flöge mit ihm empor, höher und immer höher, bis hinauf in den glänzenden Sternenhimmel. Jetzt sah er von weitem die offene Himmelstür, ein heller Schein ging daraus hervor. Jetzt war er ganz nahe, da wachte er auf und es war heller Tag, und Emma schlief an seiner Seite auf dem Stroh. Er weckte sie eilig; denn wenige Schritte von der Kiste hielt schon ein Marktwagen und man hörte deutlich die Stimmen der Händler. Schnell kletterten die Kinder heraus, erreichten unbemerkt die Straße, holten Korb und Lumpensack aus Tante Dinas Laden und nahmen zärtlich Abschied voneinander. „Aber am Freitag erzählst du mir vom Heiland!“ war Willis letztes Wort.

Von da an begann für den armen Knaben ein neues Leben. Wie er im Traum näher und näher zum Himmel geflogen war, so erhob sich seine kleine schmachtende Seele mit jedem Tag höher über sein elendes Erdenleben. Es waren nur Brosamen, die ihm das kleine, unwissende Mädchen mitteilen konnte. Aber sie besuchte eine Sonntagsschule und hörte dort die Geschichten aus dem Leben des Heilandes. Diese erzählte sie ihrem Schützling in kindlicher Weise, und er nahm sie begierig in sein kleines Herz auf. Nur eins tat ihm leid, daß das alles schon so lange her war und er nicht selbst zu dem lieben Jesus gehen konnte, der gar so gut und freundlich war. Wenn sein Stückchen Brot den Hunger so gar nicht stillen wollte, wünschte er oft, der Heiland wäre da, der so viele Leute mit wenig Brot sattmachen konnte. Und wenn die Tante ihn abends immer unfreundlicher herumstieß und so rauh mit ihm sprach, sehnte er sich unbeschreiblich, eins von den Kindern zu sein, die Jesus auf den Schoß nahm, herzte und segnete. Er klagte das oft Emma, sie wußte ihm aber nicht zu helfen. Sie war immer fröhlich und leichten Herzens, und hatte lange nicht so ernste Gedanken als Willi. Seit sie aber merkte, wie glücklich den Kleinen ihre Erzählungen machten, ging sie viel regelmäßiger in die Sonntagsschule und war sehr aufmerksam, um ihm recht viel mitteilen zu können.

So kam sie eines Morgens fröhlich auf Willi zu: „Diesmal kann ich dir was Schönes erzählen, das wird dir gefallen. Du brauchst nicht mehr traurig zu sein, daß der Heiland nicht mehr auf Erden ist; Er ist doch noch da, wir haben’s am Sonntag gelernt!“ „O, wo denn? Wo ist Er? Können wir nicht hingehen?“

„Sehen kann man ihn nicht, aber Er ist überall, hier bei uns auf der Straße und zu Hause; Er hat es selbst gesagt. Als seine Jünger traurig waren, daß Er wieder in den Himmel ging, sagte Er: ,Siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende!’ Die Lehrerin sagte, wir sollten diesen Spruch nie vergessen; darum hat sie uns schöne kleine Karten gegeben, wo er darauf steht. Ich will dir meine schenken, denn ich glaube, du freust dich mehr darüber als ich.“ Willi nahm die kleine goldbedruckte Karte und sagte sich ihren Inhalt unzähligemal des Tages vor. O, nun war er ja nicht mehr allein! Wenn er scheu durch die Straßen irrte, war es ihm oft, als führe ihn der Heiland an der Hand. Wenn er abends sein müdes Köpfchen auf das harte Strohlager legte, lächelte er vor sich hin; denn er legte sich ja an Jesu Brust. Emma hatte ihm einige kleine Gebete gelehrt, aber sie waren ihm bald nicht mehr genug; er sagte dem Heiland alles, was ihm auf dem Herzen lag, und wußte gewiß, daß Er es hörte. Ja gewiß, Er hörte es und erfüllte das Herz des armen Kindes mit Trost und Hoffnung, daß es Hunger und Kälte nicht mehr achtete.

Es kam ein kalter Winter, und sein Jäckchen war ihm viel zu klein; es wärmte nicht mehr, und er mußte die nackten Füße mit Lumpen umwickeln, um nicht zu erfrieren. Er ward blässer und magerer, und das Herumlaufen ward ihm sehr schwer; doch schleppte er sich täglich heraus, denn zu Hause hätte er verhungern müssen. Die Tante kam jetzt oft tagelang nicht heim und sorgte immer weniger für ihn, obgleich sie nicht mehr so arm war; denn neben ihrer Kiste stand jetzt noch ein großer Sack voll allerhand Sachen. Als Willi ihn aber einst öffnete, um hinein zu sehen, riß sie ihn bei den Haaren zurück und drohte ihn tot zu schlagen, wenn er es wieder täte. Nach dem Lumpensäckchen fragte sie nicht mehr oft und überließ den Kleinen ganz sich selbst. In den kältesten Tagen durfte er stundenlang an Tante Dinas Ofen sitzen, ohne daß er fürchten mußte, etwas zu versäumen. Die Negerin ward immer freundlicher gegen ihn, und ohne ihre Barmherzigkeit wäre er vielleicht während dieses Winters im Elend umgekommen. Eines Tages betrachtete sie kopfschüttelnd seine kleine abgezehrte Gestalt und flüsterte geheimnisvoll einer Nachbarin zu: „Polly, siehst du dieses Kind? Es eilt nach dem himmlischen Jerusalem; wenn der Frühling kommt, wird es durch die goldene Pforte gehen!“

Sie meinte, Willi habe nichts davon verstanden; aber er wußte gar wohl, was sie meinte, und freute sich auf den Frühling, wo er durch die of37 fene Himmelstür gehen und den Heiland wirklich sehen sollte. Er erzählte es auch Emma, sie konnte das aber nicht begreifen. „Warum willst du denn sterben?“ fragte sie. „Es ist ja so hübsch auf der Erde. Sieh, wie weiß der frische Schnee ist; halte meinen Korb ein wenig, ich will versuchen, ob er sich ballt. O, dort ist eine lange Eisbahn, da muß ich ein bißchen darauf gleiten! Warte du hier, ich will dich in mein Tuch wickeln; du brauchst es nötiger als ich.“

Emma war ja frisch und gesund und fand, wenn sie heimkam, ein war38 mes Stübchen, eine Suppe und, was das beste war, die freundliche Großmutter; da konnte sie wohl auch im Winter fröhlich sein. Zu Weihnachten teilte sie die Nüsse und das Zuckerwerk, das sie in der Sonntagsschule bekommen, redlich mit Willi, und beglückte ihn durch ein buntes Bildchen, das Christi Geburt darstellte. Bald darauf aber fiel auch auf ihre harmlose Heiterkeit ein Schatten. Die Großmutter fing an zu kränkeln; sie ward zusehends schwächer und konnte nicht mehr stricken, so daß Emmas kleiner Verdienst für alles ausreichen mußte. Dennoch ließ das muntere Mädchen die Hoffnung nicht sinken. „Warte nur noch ein paar Wochen“, sagte sie zu Willi, „dann wird Frühling, und alles wird wieder gut; dann wird die Großmutter wieder gesund, und kann in der warmen Sonne vor der Tür sitzen und stricken. Du wirst dann auch wieder gesund, und wir fahren in den Park, daß du die Schwäne wieder siehst.“

Endlich war der lange Winter vergangen. Auf dem Markt wurden schon kleine Sträußchen der ersten Frühlingsblumen verkauft, und die Bäume an den Straßen überzogen sich mit einem Schleier von zartem, frischen Grün.

Eines Morgens saß Willi auf dem Eckstein am Markt und wartete auf Emma. Schon zweimal war sie nicht gekommen; sollte sie wohl auch krank geworden sein? Gerade heute sehnte er sich so sehr nach ihr. Es war ihm, als müsse er Abschied von ihr nehmen, denn er fühlte, daß er ganz nahe an der Himmelstür war. Sein Kopf schmerzte, und er war so schwach, daß er sich nur mit Mühe fortschleppen konnte. Dennoch lief er wieder und wieder den Markt auf und ab, um Emma zu finden; aber es war umsonst, sie kam auch heute nicht.

Ganz matt vom Warten und Weinen machte er sich abends auf den Heimweg. Er hatte den düstern Hausflur betreten und wollte die Stubentür öffnen; da hörte er drinnen wilden Lärm, Geschrei und Gepolter, als ob ein Kampf stattfände. Gewiß waren die Männer wieder betrunken! Er wagte nicht einzutreten, sondern kauerte in dem dunkelsten Winkel des Hausflurs, um zu warten, bis das Schlimmste vorüber sei. Immer heftiger ward das Geschrei, dazwischen tönten ernste, ruhige Stimmen, die Willi nicht kannte. Plötzlich fiel ein Schuß, ein dumpfer Fall folgte; dann ward alles still, nur leises, ängstliches Gemurmel war noch zu vernehmen. Auf der Straße aber liefen die Leute zusammen und versuchten ins Haus zu dringen. Da öffnete sich die Stubentür, ein heller Schein fiel auf den Flur gerade in Willis Ecke, und mit Entsetzen sah er zwei Polizeimänner mit gezogenen Säbeln heraustreten. Sie trieben die Leute auf die Straße zurück, und einer blieb als Wache an der Tür stehen. Der andere aber packte Willi unsanft bei der Schulter, riß ihn empor und schleppte ihn ins Zimmer. Dort bot sich dem armen, zitternden Jungen ein schrecklicher Anblick. Seine Mitbewohner, Männer und Frauen, standen verstört umher mit gefesselten Händen, streng bewacht von mehreren Polizeidienern. Die Betten und Strohlager waren zerzaust und zertreten, die Kisten umgestürzt, und ihr Inhalt auf der Erde verstreut. Da lagen Dinge umher, die man in dieser Behausung des Elendes nicht vermutet hätte: silberne Löffel und Becher, gute Kleider und kostbare Pelzwaren, Wäsche und Schmucksachen, alles wild durcheinander. Aber mitten in diesem Gewühl lag eine stille, regungslose Gestalt; es war Willie’s Tante. Aus einer Wunde in ihrem Kopf strömte das Blut, und sie war tot! —

Ohne daß Willi es ahnte, waren seine Stubengenossen schon seit langer Zeit Diebe und Räuber gewesen. Nach langem Suchen hatte endlich die Polizei den Schlupfwinkel entdeckt; und an diesem Abend, als sich die Bösewichter ganz sicher glaubten und sich an gestohlener Speise und Trank gütlich taten, waren sie plötzlich überfallen worden. Mit wilder Wut hatten sie ihre Freiheit und ihren Raub verteidigt und waren endlich mit scharfen Messern auf die Polizeidiener eingedrungen. Einer derselben wurde verwundet, schoß, um sein Leben zu retten, mit seiner Pistole unter die wütende Schar, und Willis Tante stürzte, tödlich getroffen, zu Boden.

Angstvoll sah sich der bleiche Knabe auf diesem Schauplatz der Zerstörung um. Sein Strohlager, die einzige Zufluchtsstätte für seinen müden, kranken Körper, war zerstört; die Tante, die ihm doch manchmal noch Brot gegeben, lag tot am Boden; Emma war spurlos verschwunden: das war zu viel für ihn! Jammernd hob er die mageren Händchen empor und rief, in Tränen ausbrechend: „Jetzt, lieber Heiland, mußt du mich zur Tür hineinlassen; Emma ist fort, die Tante ist tot, und das Bett ist weg! Ich habe keinen Platz mehr auf der ganzen Welt.“ Matt ließ er die Hände sinken, taumelte und sank ohnmächtig über den toten Körper hin.

Als er die Augen wieder aufschlug, war es mitten in der Nacht. Er lag auf einem weichen Bett; seine Lumpen waren ihm ausgezogen, ein warmes Nachthemdchen umschloß seine Glieder. Er war zu müde, um den Kopf zu heben, und konnte nicht sehen, wo er sich befand, denn die Lampe, die neben seinem Bett brannte, war fast ganz durch einen grünen Schirm verhüllt. An einer Seite aber brach ein heller Schein hervor und fiel auf die gegenüberliegende Wand. Er blickte hin, und, o Wunder! da stand hoch oben eine herrliche Gestalt, ein Mann mit holdseligem, freundlichem Gesicht, und er hatte die Hände segnend ausgebreitet. Ja, das war Jesus, den er so liebte! So hatte Er ausgesehen auf den Bildern, die Emma aus der Sonntagsschule brachte. So war er also durch die Himmelstür gegangen und alle Not war vorbei! Die Freude gab ihm Kraft, er richtete sich auf und streckte sehnsüchtig beide Hände nach der Gestalt aus.

„Was willst du, mein Kind?“ fragte eine sanfte Stimme. Eine Frau in seltsamer, weißer Haube beugte sich über ihn und legte ihn in die Kissen zurück.

„Dem Heiland guten Tag sagen“, erwiderte Willi; „ich bin so froh, daß ich im Himmel bin!“

„Du bist nicht im Himmel, armes Kind, aber du bist in einem guten Haus, und sollst nie wieder elend und verlassen herumlaufen. Jetzt mußt du stilliegen und schlafen; denn du bist sehr krank.“ „Wer ist das?“ fragte der Knabe, auf die helle Gestalt an der Wand zeigend.

„Das ist nur ein Bild vom lieben Heiland. Ich will den Schirm von der Lampe nehmen, damit du es besser sehen kannst. Wir haben es hingehangen zum Trost für die armen Kinder, die wir hier pflegen.“ Willi sah um sich: Ja, da standen eine Menge kleine Betten, und in jedem schlief ein Kind. Er hätte gern gewußt, wie alles gekommen war, aber die Frau erlaubte ihm nicht zu sprechen, und bald war er sanft eingeschlafen.

Mehrere Tage lang lag er still und matt in seinem Bettchen. Er schlief meistens; und wenn er erwachte, sah er das Bild an, und freute sich des Friedens und der Ruhe, die um ihn her herrschte. Seine Pflegerin und ein fremder, ernster Mann beugten sich oft über ihn, gaben ihm einen guten Trank zu trinken, störten ihn aber nicht in seiner Ruhe. Am dritten Abend hörte er den Mann sagen: „Er ist heute bedeutend besser; er ist eigentlich nicht krank, nur ganz schwach durch Hunger und Elend. Von morgen an darf er kräftige Speise bekommen, dann wird er sich schnell erholen.“ So geschah es auch.

Am andern Morgen saß Willi aufgerichtet im Bett, über welches ein Brett gelegt war, worauf sein Frühstück stand. O wie labte er sich an der süßen Milch und dem schönen weißen Brot! Lächelnd sah ihm die Wärterin zu und streichelte seinen Kopf. Das gab ihm Mut, sie anzureden. „Wo bin ich denn“, fragte er schüchtern, „und wer hat mich hergebracht?“

„Du bist in der Kinderheimat“, entgegnete die Frau, „und die Polizeimänner, vor denen du dich so fürchtest, haben dich gebracht. Als du neulich so krank wurdest, und wie tot zur Erde fielst, riefst du noch mit deiner letzten Kraft den Heiland an.

Da merkten sie, daß du nicht ins Gefängnis gehörtest; sie fanden auch in deinem Säckchen nichts Gestohlenes, und in der Tasche deines Jäckchens nur diese beiden Karten.“ Damit legte sie die Spruchkarte und das Weihnachtsbild auf die Bettdecke.

„Darf ich nun immer hierbleiben, oder muß ich wieder Lumpen suchen?“ fragte der Kleine weiter.

„Lumpen sollst du nie mehr suchen; aber wenn du kräftig genug bist, sollst du eine weite Reise machen ins schöne grüne Land, wo Bäume wachsen und schöne Blumen. Dort wird dich ein guter Landmann zu sich nehmen, dich versorgen und dir viel Gutes lehren. Wir schicken viele von unsern armen kleinen Jungen aufs Land; denn sie wachsen dort gesünder aus, und sehen nicht so viel Böses, als hier in der großen Stadt.“

„Wo sind denn die Kinder, die in den andern Betten schliefen?“ „Die sind schon aufgestanden, als du noch schliefst; sie sind jetzt im Schulzimmer und lernen, hernach spielen sie im Garten. Wenn du stark genug bist, sollst du alles sehen.“

Willi lag eine Weile still und sah zu, wie die Wärterin das Zimmer aufräumte und reinigte. Also ins grüne Land sollte er kommen, zu Bäumen und Blumen, die er so sehr liebte! Ja, das war schön; aber wie sollte er sich daran freuen ohne Emma! Es fiel ihm schwer aufs Herz, daß er sie vielleicht nie mehr sehen werde, wenn er einmal aus der Stadt weg sei. Endlich hatte die Frau ihre Arbeit beendet und trat an sein Bett, um ihm Arznei zu reichen. „Dürfen auch Mädchen ins schöne grüne Land oder nur Jungen?“ fragte er ängstlich.

„O nein, auch Mädchen; sie müssen dann draußen die kleinen Kinder warten und das Vieh hüten.“

„Ach, dann hole doch Emma her und schicke sie mit mir hinaus; ich kann nicht ohne sie glücklich sein!“

„Wer ist denn Emma? Erzähle mir alles von ihr.“

„Emma ist so ein gutes Mädchen; sie verkauft Zwirn und Nadeln und Schuhwichse, und ihre Großmutter strickt Kinderstrümpfe. Sie hat mich sehr lieb und teilte alles mit mir; sie bat auch Tante Dina, mir Kaffee zu geben. Im Winter brachte sie mir oft warme Kartoffeln mit, und wickelte mich in ihr Tuch, wenn ich so sehr fror. Sie erzählte mir auch so schöne Geschichten und sagte mir, daß Jesus bei mir ist. Sonst hätte ich das nie gehört und hätte nie den Weg zur Himmelstür finden können. Sie hat mir auch die schönen Karten geschenkt, die sie in der Sonntagsschule bekommen hat. Aber sie muß krank sein, denn sie war schon zweimal nicht auf dem Markt.“

„Es ist recht von dir, daß du Emma so lieb hast“, sagte die Wärterin; „sie hat dir sehr viel Gutes getan. Aber herholen kann ich sie nicht, denn in diesem Haus sind nur Knaben; für die Mädchen ist ein anderes gebaut. Auch dürfen wir Emma nicht von ihrer Großmutter wegnehmen; unsere Häuser sind nur für ganz verlassene Kinder, die niemand haben, der für sie sorgt.“

Damit mußte sich Willi zufrieden geben. In wenigen Tagen war er kräftig genug, das Bett zu verlassen und Spiel und Arbeit mit den andern Knaben zu teilen. Aber er paßte nicht zu ihnen. Er war still und scheu, und sie waren so wild und lustig. Er war froh, wenn der Abend kam, und er still in seinem Bettchen liegen und das Heilandsbild betrachten durfte. Dann faltete er die Hände und betete immer und immer wieder: „Ach, laß doch Emma noch kommen, ehe ich fortgebracht werde, laß mich sie nur noch einmal wiedersehen!“

Eines Morgens wurden die Knaben zeitig geweckt, in gute neue Anzüge gekleidet, und nach einem reichlichen Frühstück ging die Reise fort ins weite grüne Land. Es war ein ganzer Eisenbahnwagen voll Knaben, und es ging laut und fröhlich genug darin zu. Nur Willi und ein paar ebenso blasse, kränkliche Jungen saßen still in einer Ecke. Ach, er war so sehr traurig, daß er fort mußte, ohne Emma gesehen zu haben. Warum tat ihm der Heiland das nicht zuliebe? Er konnte es doch; wenn auch die Frau sagte, daß keine Mädchen in das Haus gehörten! Aber der Zug fuhr fort, immer weiter von der lärmenden Stadt, und Emma war nicht gekommen. Auf vielen Stationen warteten Farmer, die versprochen hatten, solche Kinder in Pflege zu nehmen, und der Wagen ward immer leerer. Ängstlich wartete Willi, wann die Reihe an ihn kommen würde; aber immer wieder blieb er zurück, zuletzt allein mit drei seiner stillen Genossen.

Endlich gegen Abend hielt der Zug in einer herrlichen Gebirgslandschaft. Dunkle Wälder und helle, sonnenbeschienene Saatfelder wechselten miteinander ab, dazwischen freundliche Farmhäuser mit blühenden Gärten. Willi und seine Gefährten wurden herausgebracht, und einige freundliche Männer traten ihnen entgegen. „Hier bring’ ich die kleinen kranken Vöglein; Gott gebe, daß sie im grünen Walde wieder aufleben!“ sagte der Aufseher, der die Knaben begleitet hatte.

„Dies hier ist der Allerschwächste; er wird noch lange nicht arbeiten können“, fuhr er fort, Willi bei der Hand nehmend. „Wer will sich mit dem belasten?“ „Gebt ihn mir, in Gottes Namen!“ rief ein junger, stattlicher Mann in guter Kleidung. „Mein kleiner Eddy, der neulich an der Bräune starb, hatte ebensolche blonde Locken und blaue Augen. Meine Frau wird ihn gern behalten.“ Rasch nahm er Willi auf den Arm, trug ihn nach einem Wagen, und fuhr mit ihm davon, gerade in den grünen Wald hinein. Unterwegs sprach er ihm freundlich zu, erzählte ihm von den Pferden und Kühen, die es auf seiner Farm gäbe, von den Obstbäumen und Blumen im Garten, und von seinem kleinen Mädchen, das Annchen hieß und noch in der Wiege lag.

Bald lichtete sich der Wald und mitten in grünen Wiesen und Feldern sah man ein freundliches weißes Farmhaus. Zwei schöne Hunde sprangen freudig bellend an dem Wagen empor, der bald auf dem sauber gehaltenen Hofe anhielt. Der Mann stieg ab und hob Willi herunter. Die Haustür öffnete sich, eine Frau trat heraus mit einem kleinen Kinde auf dem Arm, hinter ihr ein schlankes Mädchen mit langen blonden Zöpfen. Willi stand einen Augenblick wie betäubt; dann breitete er die Arme aus und eilte mit dem Rufe: „Emma, meine Emma!“ auf das Mädchen zu. Vor Freude weinend hielten sich die Kinder umschlungen; und es dauerte lange, ehe Emma mit kurzen Worten Bericht geben konnte, woher sie den fremden Knaben kenne. Gerührt hörten die Farmersleute die Erzählung des Mädchens. „Euch hat Gott zusammengeführt“, sagte die Frau; „wir wollen euch mit seiner Hilfe gut erziehen und euch ein glückliches Leben berei55 ten. Jetzt, Emma, nimm die Kleine und bringe sie in den Schlaf, indessen ich das Abendbrot zurichte.“

Aber wie war Emma hierher gekommen? Als sie vor wenigen Wochen eines Abends vom Markt nach Hause kam, war es so still im Zimmer, und die Großmutter antwortete gar nicht auf ihren fröhlichen Gruß. Sie zündete die kleine Lampe an und blickte um sich. Da saß die gute alte Frau in ihrem Stuhl, die Hände waren gefaltet, die blinden Augen wie im Schlaf geschlossen; aber sie erwachte auf Erden nicht wieder, denn sie war gestorben. Auf Emmas Jammergeschrei kamen die übrigen Hausbewohner herein; sie nahmen sich des Kindes an, so gut sie konnten, und sorgten für das Begräbnis. Es war ein herrlicher Frühlingstag, als die Großmutter zur letzten Ruhe gebracht wurde, aber Emma sah nichts von den grünen Bäumen und bunten Blumen. Sie hörte nicht, wie die Vöglein sangen; sie barg ihr Gesicht in die Hände und weinte, als solle ihr das Herz brechen. Sie hatte nie an den Tod gedacht; sie mochte nicht gern, daß Willi davon redete, denn sie liebte das Leben. Nun aber hätte sie sich gern zur Großmutter ins Grab gelegt, wäre gern mit ihr in den Himmel gegangen, denn auf Erden war sie ganz verlassen. Als das Grab geschlossen war, und die wenigen Nachbarsfrauen, die der Leiche gefolgt waren, das Mädchen fortführen wollten, da warf es sich nieder und brach in so lautes Schluchzen aus, daß man es weithin hörte.

Eine hübsche Frau in Trauerkleidung, die beschäftigt war, ein Kindergrab mit Blumen zu schmücken, trat herzu und fragte teilnehmend nach dem Kummer des Mädchens.

„Sie hat Grund zu weinen“, berichtete eine der Nachbarinnen, „sie ist ein Waisenkind, und die Großmutter, die hier drinnen ruht, war eine fromme, brave Frau und tat dem Kinde zugute, was sie nur konnte. Jetzt wird’s anders werden: Ein Onkel von ihr, der sich bisher nie um sie gekümmert, ist gekommen, um die paar ärmlichen Sachen der Alten in Beschlag zu nehmen. Er will auch das Kind mitnehmen, nun, da es keine Mühe mehr macht und arbeiten kann. Sie wird’s bös bei ihm haben, denn er ist ein wilder Mensch und treibt eine Schankwirtschaft in einem verrufenen Gäßchen. Es ist schade um die Kleine, sie ist zu gut für solch ein Geschäft.“

Mit Entsetzen dachte die fremde Frau an die Zukunft, die dem weinenden Kinde drohte. Eine Weile dachte sie nach, dann beugte sie sich nieder, faßte Emma bei der Hand und zog sie sanft empor. „Sieh mich an, mein Kind”, sagte sie; „ich habe Mitleid mit dir, und es scheint, als habe mich Gott hergesandt, dir zu helfen. Ich brauche ein Kindermädchen für mein kleines Töchterchen, denn meine Arbeit erlaubt mir nicht, es genügend zu versorgen. Willst du gehorsam und fleißig sein, so will ich dich mitnehmen nach unserer Farm, weit draußen im schönen Land, und du sollst es gut bei mir haben. Du mußt dich aber schnell entschließen; denn ich muß heute abend noch abreisen. Ich habe nur noch das Grab meines Söhnleins geschmückt, das hier gestorben ist, während wir bei meinen alten Eltern zum Besuch waren.“

Was konnte Emma tun, als der Fremden mit Tränen danken und sich von ihr wegführen lassen aus den dunklen, schmutzigen Straßen hinaus in die schöne Gotteswelt, wo die Sonne schien und alles grünte und blühte? Schnell ward sie heimisch auf der Farm, pflegte das Kindchen nach Herzenslust, und war so munter und anstellig zu aller Arbeit, daß ihre Herrin sie herzlich liebgewann. Doch hatte sie Willi nicht vergessen; sie dachte oft an ihn und hätte gern gewußt, ob er noch mit seinem Säckchen durch die Straßen lief, oder ob Dinas Worte sich erfüllt hatten und er schon ins himmlische Jerusalem eingegangen war. —

Mehrere Monate waren vergangen, und es war Erntezeit. Nach einem heißen Arbeitstage ruhten Emma und Willi auf der Bank vor dem Hause. Der Knabe war kaum wieder zu erkennen; er sah gesund und blühend aus, nur seine tiefblauen Augen hatten den ernsten Ausdruck behalten, den frühes Elend ihnen aufgeprägt hatte. Er war sehr glücklich in der neuen Heimat, aber immer noch still und ein wenig schüchtern. Er konnte es kaum begreifen, daß er wirklich hier bleiben durfte, um so freundlich behandelt, so gut gepflegt und so sauber gekleidet zu werden. Oft meinte er, es sei nur ein Traum, und er müsse plötzlich auf dem Eckstein am Markt aufwachen, in Lumpen gehüllt, mit dem schmutzigen Säckchen auf dem Rücken.

Niemand mutete ihm schwere Arbeit zu; aber geräuschlos und ungeheißen leistete er seinen Beschützern tausend kleine Dienste. Die Farmersfrau fragte oft scherzend, ob wohl die Heinzelmännchen dagewesen seien, um die Blumen zu begießen, die Tassen zu waschen und die Schuhe so blank zu putzen. Heute hatte er den Erntearbeitern fleißig Wasser zugetragen und lehnte sein blondes Köpfchen müde an Emmas Schulter.

Da ward es hell über dem dunklen Waldesrand, der Mond ging strahlend auf und beleuchtete die liebliche Landschaft. Willi zeigte zum Himmel empor und flüsterte: „Weißt du noch, wo wir das zum letztenmal miteinander sahen?“

„In der Kiste auf dem Markt“, antwortete Emma leise; „ich dachte auch eben daran. Aber hier ist’s viel schöner, nicht wahr?“

„O viel, viel schöner; aber doch war das die beste Nacht in meinem ganzen Leben. Da erzähltest du mir zuerst vom Heiland, und hernach träumte ich so schön, daß ich in den Himmel flog.“ „Aber jetzt bist du gesund und glücklich und bleibst noch gern auf der Erde?“ fragte das Mädchen.

„Ja, sehr gern, aber immer möcht’ ich nicht hier bleiben. Wenn ich auch lange lebe und ein Mann werde, will ich doch immer an die offene Himmelstür denken und an den herrlichen Glanz, der daraus hervorging. Da möcht’ ich zuletzt hinein und Jesum sehen und immer bei Ihm bleiben. Möchtest du das nicht auch?“ Emma schwieg eine Weile, dann hob sie mit heller Stimme an zu singen:

„Laßt mich gehn, laßt mich gehn,
Daß ich Jesum möge sehn!
Meine Seel’ ist voll Verlangen,
Ihn auf ewig zu umfangen
Und vor seinem Thron zu stehn!“